Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 208 (1929)

Artikel: Vom Hausrate unserer Voreltern
Autor: Lehmann, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374813

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Meisterin stilles, verhaltenes Wesen bemerkten, hielten sie auch zurück, aßen schweigend ihre Suppe und gingen bald wieder hinaus.

Als der Meister und die Meisterin allein waren und das Büblein in seinem Bettchen neben des Großvaters Lager schlief, saßen die jungen Eltern noch eine Weile zusammen am Tische, tauschten leise kurze Worte. Die Frau ging ab und zu hinüber, wartete, ob der Vater erwachen wollte; aber die Augen blieben geschlossen. Dann redete sie wieder von seinem Kommen, und eines blickte das andere von der Seite an. Wie von ungefähr fiel der Blick der Bäuerin auf das offene Buch. Sie zog es herbei und las mit langsam bewegten Lippen leis darin, während der Mann schweigsam nach ihr hinüberschaute.

Später als sonst gingen sie zur Ruhe, ließen aber das Licht in der Stube brennen, als ob noch jemand kommen könnte.

Der Vater war nicht mehr erwacht; angezogen wie er vom Tag hereingekommen, lag er auf seinem Lager.

In der Nacht war seine Seele fortgegangen, leise, wie um niemanden im Schlafe zu stören. Und am Morgen lag er angekleidet da zum letzten Gang.

Ruhig lag er da; es war ein Zug in seinem Gesicht, nicht Freude, aber auch nicht Schmerz, nicht Lust noch Weh, nicht Hoffnung noch Enttäuschung; aber etwas wie der Abglanz eines verglimmenden Lichtes lag noch darauf. Und ein Satz stand zu lesen in diesen Zügen, den er in seinem Leben doch stets für sich behalten hatte: „Die Welt war mir ein rechtes Ding, und auch der Tod ist mir kein unvernünftiger Gast!" —

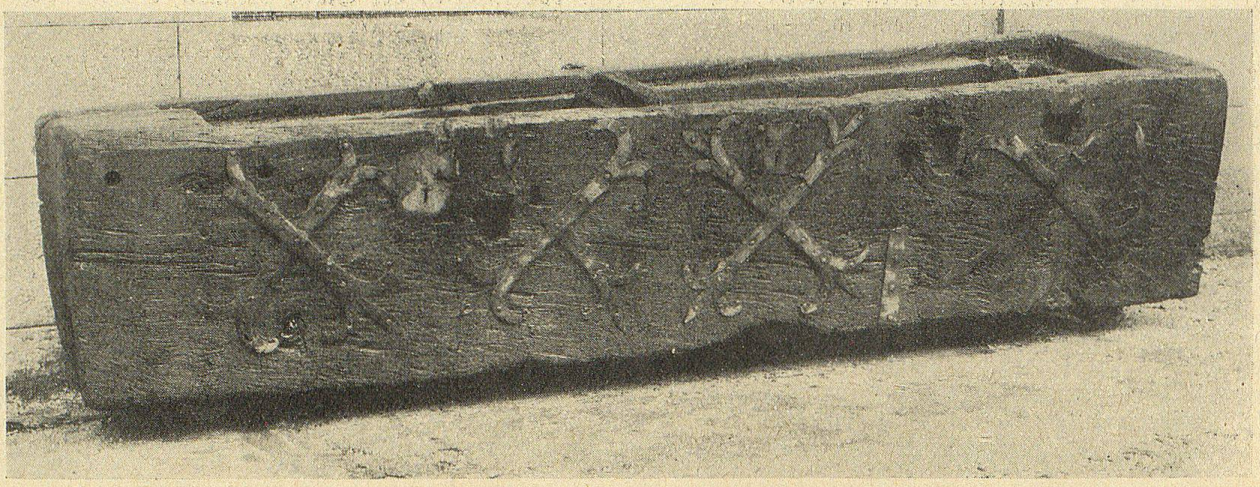
Bänke auf einer Zunftstube, Ende 16. Jahrhundert.

Vom Hausrate unserer Voreltern.

Von **Hans Lehmann**, Zürich.

Unsere kommende Generation, welche die in den letzten Jahrzehnten zu Stadt und Land erbauten und namentlich in unseren Tagen wie Pilze überall aus dem Boden fast über Nacht emporsprießenden Wohnhäuser in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer äußern Erscheinung und innern Einrichtung als etwas schon Vorhandenes antrifft, wird sich kaum darüber den Kopf zerbrechen, wann diese Wandlung aus alten, Jahrhunderte dauernden Zuständen sich vollzogen habe. Und je länger je weniger findet auch die Gegenwart, deren Interessen von dem durch die neuen Erfindungen nicht erleichterten, sondern verschärften Kampfe ums Dasein vollständig beansprucht werden und die ihre Ablenkung davon in allerhand Sport und Lebensgenuß sucht, die Muße, um sich zu fragen, wie die uns am nächsten liegenden Zustände und Einrichtungen, besonders die unserer Wohnungen, sich im Verlaufe der Zeit herausgebildet haben. Der Leser des „Appenzeller Kalender" aber hat dazu noch vorige Zeit und mit ihm wollen wir uns darum ein Stündlein unterhalten.

Wenn wir heute in den kleinen, vom grossen Verkehr wenig berührten Städten die abgelegenen Quartiere aufsuchen, wo einzelne Häuser aus längst vergangenen Zeiten ein verträumtes Dasein als Wohnung der Unbemittelten führen, denen ihr Vermögen weder gestattet, ihr Aeußeres zu erneuern, noch ihr Inneres entsprechend den Ansprüchen der Gegenwart wesentlich zu verbessern, dann erhalten wir eine Ahnung davon, welch breite Kluft uns von der Vergangenheit trennt. Und noch mehr wird uns dies bewußt, wenn wir unter den Stroh- oder Schindeldächern abgelegener Bauernhäuser oder in den Alphütten Einkehr halten. Dann werden wir uns aber auch der Einsicht nicht verschließen können, daß es all des Aufwandes, auf den heute selbst der bescheidene Arbeiter und Bauer ungern ver-

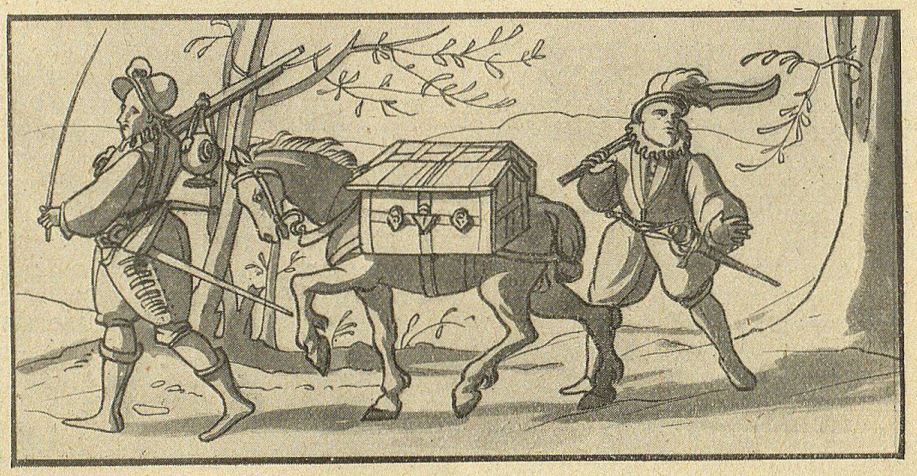


Truhe aus einem ausgehöhlten Baumstamme.

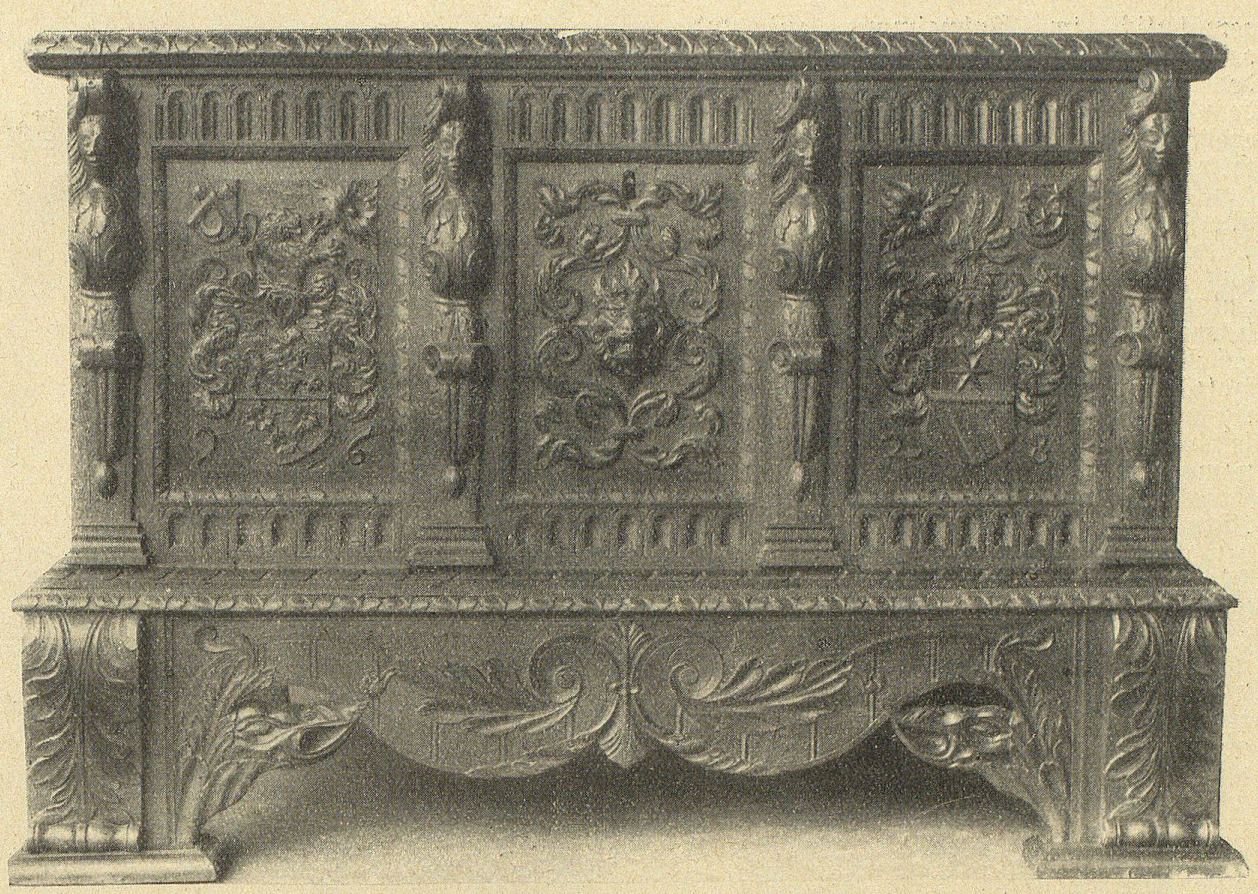
zichtet, nicht bedarf, um sogar glücklich leben zu können. Gerade diese Wohnungen bilden aber auch die Brücke zum Verständnisse solcher von Reich und Arm im Mittelalter, von denen keine auch nur annähernd in ihrem ursprünglichen Zustande auf uns herübergekommen ist.

Als die Alamannen nach der Mitte des 5. Jahrhunderts sich allmählich über unser Land ausbreiteten, trafen sie auf zwei ganz verschiedene Arten von Wohnstätten. Im Grün wohlgepflegter Wiesen und Gärten an den sonnigen Halden unserer fruchtbaren Täler erblickten sie die weitläufigen gemauerten Häuser und Wirtschaftsgebäude des Herrenvolkes der Römer. Sie waren nicht alle gleich an Größe und Zahl der Wohn- und Wirtschaftsräume, aber ausgestattet mit all dem, was damals die Ansprüche ihrer Besitzer an die Lebenshaltung ihrer Heimat unentbehrlich machte, sofern es im rauheren Lande der unterworfenen Völker erhältlich war oder dorthin aus dem reicheren Süden gebracht werden konnte. Abseits davon standen in größeren oder kleineren Gruppen die Hütten der einheimischen, keltischen Bevölkerung, wo immer der Boden damals schon urbar gemacht worden war und genügenden Unterhalt zu einer bescheidenen Lebensführung bot. Die neuen alamannischen Landesherren ließen sich zunächst da nieder, wo die höhere Kultur der Landsassen ihnen die günstigsten Lebensbedingungen schon geschaffen hatte, aber nicht mit bezug auf das Wohnen, sondern auf den Landwirtschaftsbetrieb. Denn das Steinhaus der Römer war ihnen verhaßt und neben seinen Trümmern erbauten sie ihre Holzhäuser, als Einzelwohnungen oder ganze Gehöfte, je nach Stand und Vermögen. Die Hütten der ansässigen Bevölkerung aber, die sich wenig von den eigenen unterschieden, ließen sie stehen; denn diese trat nun zu ihnen, als den neuen Herren des Landes, in ein ähnliches Verhältnis wie zu den früheren. Auch gab es damals wahrscheinlich noch bewohnte Gegenden, in denen sich kein Alamanne niederließ. Aber mit den Gebäuden wollen wir uns nicht eingehender beschäftigen, sondern nur mit ihren Räumen und deren Inhalt, soweit sie zum Wohnen dienten.

Von einem eigentlichen Hausrate konnte man damals noch nicht sprechen. Als Bett diente ein aus Erde aufgeschüttetes, erhöhtes Lager, auf das man Laub oder Stroh aufhäufte, darüber Felle oder gewobene Stoffe



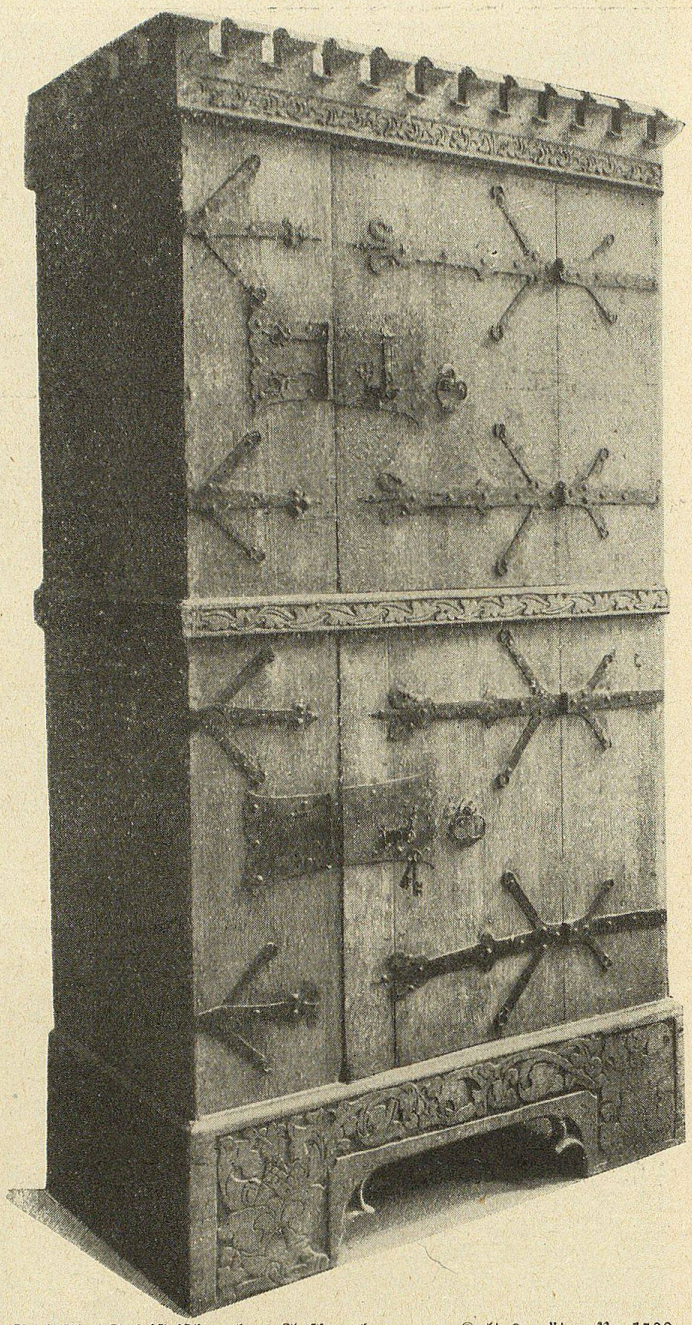
Pferd mit zwei Reisetruhen.



Renaissance-Truhe mit den Wappen Vigier von Solothurn und de Cressier von Neuenburg, datiert 1623

ausbreitete und sich mit solchen auch zudeckte. Die Bedeutung des Wortes Bett ist nicht sicher, dürfte aber mit „Lager", das zu liegen gehört, gleichbedeutend sein. Da nun einerseits das Liegen über dem Erdboden der Gesundheit in unserm Klima nicht förderlich war, anderseits Stroh und besonders Laub sich leicht über die Lagerstätte hinaus verzettelten, mag man schon frühe darauf gekommen sein, beide durch einen Holzrahmen zu fassen. Als man diesen, noch später, durch vier Eckpfosten in ein Gestelle verwandelte und damit über den Boden erhob, entstand unsere Bettstatt. Einen weiteren Fortschritt hatte es aber schon bedeutet, als man die Unterlagen in Zeug faßte, d. h. Stroh- und Laubsäcke machte, wie solche bis auf den heutigen Tag im Gebrauche blieben. Dazu aber mußte das Bettgestell einen Boden haben. Man erstellte ihn entweder aus Holzbrettern oder spannte auf einen festen Rahmen Seile kreuz und quer. Wollte man ein solches Lager nur zum Ausruhen am Tage benützen, so stellte man es einfacher und schmäler her und nannte es dann „Spannbett", später „Ruhebett". Trotzdem aber blieben Lagerstätten ohne Gestell, selbst für die Nacht, noch lange Zeit im Gebrauche, besonders in den Herbergen und Gasthöfen. Man breitete sie, wenn alle Schlafkammern angefüllt waren, am Abend da aus, wo vorher die Gäste getafelt hatten. Einen weiteren großen Fortschritt bedeutete es, als man zur Unterlage des Kopfes besondere Kissen herstellte und sie mit den zarten Flaumfedern der Gänse oder Hühner oder mit Tierhaaren füllte. Die Römer waren darin für die Germanen die Lehrmeister. Das gleiche Material brauchte man auch zur Füllung anderer Kissen, mit denen man sich zudeckte. Der größeren Reinlichkeit wegen überzog man beide mit „Ziechen", d. h. Ueberzügen verschiedener Art, und breitete ein Leinentuch über das Lagerpolster. Manchenorts bedeckte man sich später auch mit einem solchen. Mit Hüllen und Decken wurde schon im Mittelalter von den reichen Leuten ein großer Aufwand getrieben, aber auch mit den Bettgestellen. Kinder, Knechte und Mägde mußten sich mit sehr einfachen „Bettstatten" begnügen, aber für die des Elternpaares wendete man soviel auf, als es die Mittel gestatteten. Denn während man den ersteren die dürftig, für unsere Begriffe sogar ärmlich ausgestatteten Kammern als Schlafräume anwies, stellte man das Lager für den Hausherrn und seine Frau

gewöhnlich im Wohnzimmer auf und gestaltete es nicht selten zum Prunkmöbel, dem schönsten vom ganzen Hausrate, indem man die beiden Pfosten am Kopfende erhöhte und zu einer Art Baldachin erweiterte, oder sogar alle vier, und sie mit einer kunstreichen Decke aus Holz oder Stoffen überspannte. Dadurch entstand ein kleines Bettgehäuse, im Volksmunde später vielfach „Himmelbett" genannt, weil man die untere Seite der Bedachung dem Sternenhimmel nachbildete, wenn aus Stoffen hergestellt, durch einen gestickten, wenn aus Holz, mit einem gemalten. Da das Bett im Wohnraum stand, umgab man es mit Vorhängen, damit sich die darin Ruhenden namentlich in kranken Tagen, während der Kindbetten der Mutter und bei ähnlichen Anlässen den Augen der übrigen Zimmerbewohner entziehen konnten. Auch diese Himmelbetten stattete jede Familie so kostbar und kunstvoll aus, als es ihre Mittel erlaubten. Da aber namentlich die hölzernen mancherlei Unzukömmlichkeiten aufwiesen und es der Gesundheit kaum zuträglich war, wenn die dumpfe Luft der gemeinsamen Wohn- und Schlafstube hinter den Vorhängen gefangen gehalten wurde, kamen die Holzgestelle mehr und mehr in Abgang, trotzdem diese Betten wärmer hielten als die offenen. Sie waren auch kein Bedürfnis mehr, als man im Verlaufe der vergangenen Jahrhunderte selbst im einfachen Bürger- und Bauernhause anfing, wo immer es die Umstände gestatteten, die Betten aus den Wohnräumen zu entfernen. Da aber gerade in der Ausstattung derselben der Wohlstand der Besitzer und ihr Kunstsinn in vielgestaltiger Weise zum Ausdruck gebracht werden konnte, verblieben sie in den Schlafräumen dieser Gesellschaftsklassen, den Forderungen der Zeit und des Geschmackes angepaßt, und in manchen Gegenden auf dem Lande, wo man überhaupt länger am Althergebrachten hält, bis auf den heutigen Tag. Daß die Betten im allgemeinen nicht nur zeitlich, sondern auch örtlich eine den besonderen Anforderungen des Klimas, sowie der Sitten und Gebräuche entsprechende Gestaltung und Ausrüstung erfuhren, braucht wohl nicht näher erläutert zu werden. Aber überall schläft am besten darin, wer, von des Tages Arbeit müde, sich mit ruhigem Gewissen zur Ruhe legen kann.



Gothischer Sakristeischrank zur Aufbewahrung von Kultusgeräten. Um 1500.

Außer den Lagerstätten benötigten die Menschen von altersher auch der Behälter zur Aufbewahrung von Speise und Trank und der mit fortschreitender Kultur stets zunehmenden Haushaltungsgegenstände. Diesem Bedürfnisse dienten in ältester Zeit Erdgruben und Gefäße aus Ton. Beide werden noch heute verwendet, wenn auch erstere nur noch zur Aufbewahrung von Rüben u. drgl. auf dem Lande. Zu den letzteren, die wir heute im allgemeinen nur noch für Flüssigkeiten verwenden, kamen im Mittelalter für besondere Bedürfnisse Behälter aus Holz, die Tröge und Truhen.

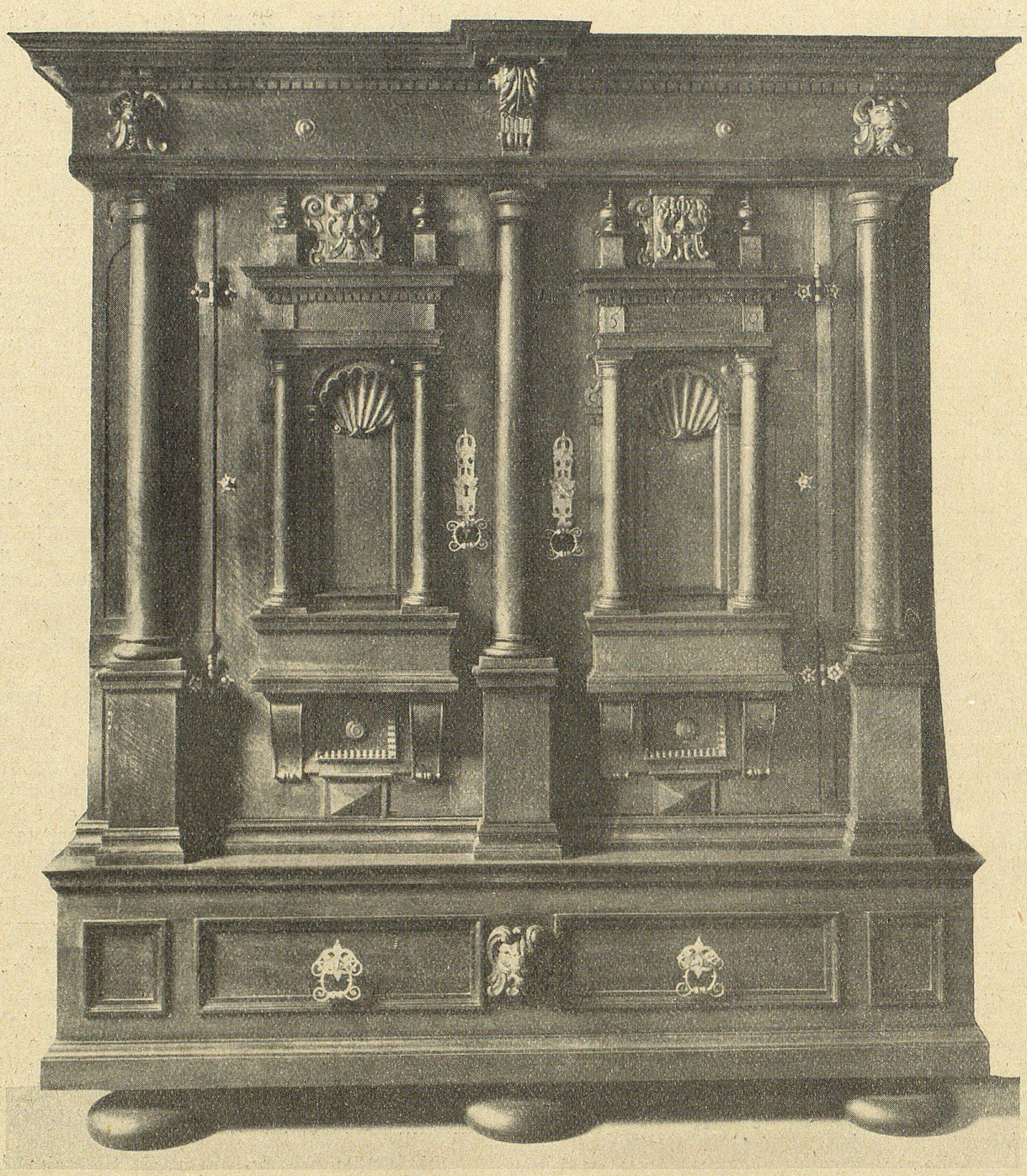
Das Wort „Trog" bedeutet ursprünglich soviel wie Holz oder Baum, später aber bezeichnet es ein Holzgefäß. Man brauchte solche zu mannigfachen Zwecken: zum Fassen

des Wassers als Brunnen- oder Wassertröge, die später auch durch solche aus Stein und in den letzten Jahrzehnten aus Zement ersetzt wurden, zur Aufbewahrung von Speisen und Nahrungsmitteln für Mensch und Vieh als Futtertröge, Schnitztröge, Mehltröge, Hafertröge u. s. w.; zur Bergung der Kleider als Kleidertröge, Wäschetröge, der Waffen als Harnischtröge und sogar von Kirchengeräten und Aktenstücken. Die ältesten Tröge waren ausgehöhlte, größere oder kleinere Baumstämme je nach Bedarf. Sie erhielten sich bis ins Mittelalter hinein. Ein mächtiger, zu diesem Zwecke ausgehöhlter Eichenstamm mit zwei Behältern, aus dem Kloster Kappel am Albis, befindet sich nun im Schweiz. Landesmuseum. Solche ausgehölte Baumstämme dienten aber auch als Schiffe, Einbäume genannt, und zur Bergung der Leichen als Totenbäume.

Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Truhe" ist nicht ganz klar. Wahrscheinlich ist es mit Trog verwandt, darum werden für manche Behälter auch beide Wörter gebraucht. Als Nebenform kennen wir heute noch das Wort „Trucke" für eine besondere Art kleiner Behälter. Als bei unseren Voreltern geschickte Leute lernten, mit verbessertem Handwerkszeug die von den Römern gebrauchten Behälter nachzubilden, entstanden auch bei ihnen neue Formen, die sehr beliebt wurden und für die man die lateinischen Bezeichnungen in mundgerechter Umwandlung verwendete. Dazu gehören die Archen, von lateinisch „arca". Man brauchte sie namentlich als Behälter zur Aufbewahrung des Geldes, seit es solches gab, und für Bücher. Auch der große Behälter, den Noah auf seinem Schiffe baute, um darin seine Familie und Tiere aller Arten vor der Sündflut zu retten, wird Arche genannt und hat als Kinderspielzeug das Wort auf unsere Tage gerettet, während es sonst außer Gebrauch gekommen ist. Wahrscheinlich hatte diese Art von Behältern die Form eines Hauses mit einem Satteldache. Sie waren einst sehr beliebt und dienten namentlich auch für den Transport der Waren, des Pulvers und des Kriegsmaterials. Zu diesem Zwecke befestigte man seitlich eiserne Ringe daran, durch die man Stangen hindurchsteckte und diese vorn und hinten je an den Tragsattel eines Saumrosses befestigte. Später wurden sie auf ein Wagengestell angebracht und dienten bis ins 19. Jahrhundert in dieser Form als Kriegsfuhrwerke. In anderer Form, mit vier Stolenfüßen versehen, findet man sie heute noch unter dem aus früheren Zeiten erhalten gebliebenen Mobiliar in den Berggegenden, wo sie zu mannigfachem Gebrauche Verwendung fanden. Geläufiger ist uns das Wort Kiste aus lateinisch „cista". Aber während die Kisten heute als rohgearbeitete Behälter namentlich zur Versendung von Waren dienen, bezeichnete man mit dem Worte früher auch die zierlichen Schmuck- und Kleinodienkistchen (heute -Kästchen) und solche zur Aufbewahrung des Geldes. Ihre Form ist immer dieselbe geblieben. Nicht so häufig im Gebrauche ist das Wort Schrein, von lateinisch „scrinium". Man verstand darunter ursprünglich eine cylindrische Kapsel zur Bergung von Schriftstücken, Wertsachen und später von Reliquien. Davon bildete sich das Wort Reliquienschrein und Altarschrein. Aber schon im Mittelalter wurde der Schrein auch zum profanen Möbel, das der Schreiner für mannigfachen Gebrauch, wie zur Aufbewahrung der Kleider und Speisen, herstellte und sogar an Stelle des Totenbaumes aus Brettern zur Bergung der Leichen als Totenschrein zusammenfügte. Heute ist das Wort Sarg gebräuchlicher, das nur soviel wie Behälter, im besonderen aber Gruft oder Grab bedeutet, während Zarge eigentlich eine Seitenumfassung ist, erhalten einerseits in der Tischzarge, dem Behälter im Tische, anderseits in der Umformung zu Tartsche als Bezeichnung einer besonderen Schildform.

Laden nannte man ursprünglich liegende Behälter, geeignet zum Aufladen auf die Saumtiere und deswegen, wie die Archen, bestimmt für den Transport. Dazu gehörte auch die Bundeslade im Alten Testament. Bei uns ist das Wort nur noch in Schublade (d. h. Schiebe-Lade) im Gebrauche geblieben und in Schirmlade, die zur Aufbewahrung von Schriftstücken und Akten dient. Wie sehr aber diese Bezeichnung früher verallgemeinert wurde, geht aus dem Ausdruck „Windelade" für einen Schrank auf der Winde, d. h. dem Estrichboden mit einer Vorrichtung zum Aufwinden des Holzes, hervor, wie man solche heute noch in alten Stadthäusern antrifft, und aus „Zunftlade" für die kleinen Truhen, in denen die Zünfte ihre Akten und Verordnungen aufbewahrten. Wie künstlerisch man solche Truhen ausgestalten konnte, zeigt uns Abbildung 4.

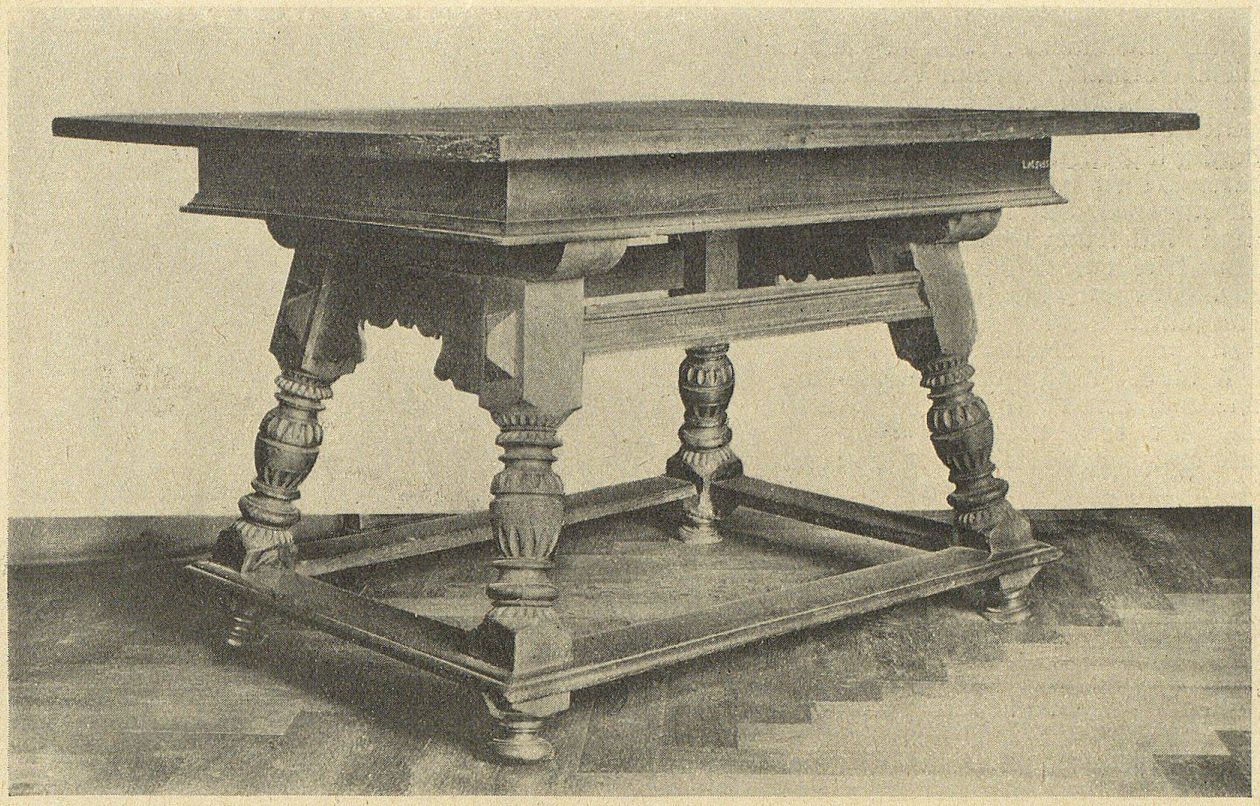
Diese ältere, große und vielgestaltige Gruppe der liegenden Behälter wird erweitert durch die jüngere der stehenden. Ihr hauptsächlichster Vertreter ist der Schrank. Das Wort bezeichnet eigentlich ein Gitter, eine Einfriedung oder Schranke überhaupt, mit der man einen kleineren Raum absperrt. Er diente vor allem zur Aufbewahrung der Speisen als Küchenschrank und war darum in früheren Zeiten oft mit Gittertüren versehen. Später wurde der Kleiderschrank überall beliebt. Im Mittelalter aber bewahrte man



Kleiderkasten aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.

die Kleider nicht in Behältern, sondern man hängte sie an Pflöcke auf, die man in die Wand schlug. Um sie besser vor Staub zu schützen, wurden sie mit Tüchern bedeckt. Darum holen die Dienerinnen im Nibelungenliede die feinen Gewänder für ihre Damen zu festlichen Anlässen nicht aus Truhen oder Schränken, sondern aus den „Valden", d. h. aus den Umhüllungen von Tüchern, in die sie eingeschlagen wurden. Statt Küchenschrank sagte man früher auch Küchenschaft.

Der Schaft war ursprünglich ein Trink-, Eß- oder Schöpfgeschirr, ähnlich wie der Trog. Später übertrug man seinen Namen auf das Gestell, auf dem die Geschirre aufbewahrt wurden. Das Wort kann aber auch einen aus Latten hergestellten Verschlag oder Behälter bezeichnen oder das Gestell für die Bücher,



Eßtisch mit Schieferplatte aus dem 18. Jahrhundert.

daher Bücherschaft (= Büchergestell). In der Ostschweiz und im Vorarlberg wird der Geschirrschaft auch Schafreiti genannt und in katholischen Gegenden heißt der Küchenschaft „Kantrum" woraus dialektisch „Gänterli" entstand. Das Wort kommt wahrscheinlich aus der Klostersprache und bedeutete früher einen Schrank in der Sakristei, in dem u. a. die Hostien aufbewahrt wurden. Später aber verwendete man es für verschiedene Arten von aufrechten Behältern, besonders für den Küchenschrank, das „Chuchigänterli", im Zürcherdialekt „Käsli", im Basler „Känsterli" (Doggenkänsterli" = Puppenhaus).

Kasten ist die jüngste Bezeichnung für das Möbel zur Aufbewahrung der Kleider, der Wäsche und sogar der Bücher. Sie ist süddeutsch und man verstand darunter ursprünglich ein kleines Gebäude für Landwirtschaftsbetrieb, in dessen Erdgeschoß die Ackergeräte, im Obergeschoß die Körnerfrucht aufbewahrt wurde; es entsprach demnach unserem Speicher. Dann übertrug man die Bezeichnung auf den Haferbehälter als Haferkasten und erst zuletzt auf den für Kleider, Wäsche und sogar für Speisen („Chuchichaste"). Dem gegenüber ist das Wort Spind oder Spinde der niederdeutsche Ausdruck für den Speiseschrank, eigentlich für den Aufbewahrungsort der Spenden, d. h. der Speisen, namentlich des Brotes, für die Armen. Der „Ghalter" war ein Kleiderschrank, ursprünglich aber einfach ein Behälter. Im Schweizerdeutschen kommt darum das Wort vor als Fisch-, Holz- und Korn-Ghalter. Wenig gebräuchlich ist bei uns das Wort „Almeri" oder „Almerei", eine Umformung des lateinischen „armarium". Anfänglich bezeichnete man damit einen Schrank für Küche oder Kammer, dann aber besonders einen solchen, worin die Gelehrten ihre Bücher und Schriften bargen. Damit ist der Wortschatz für die Behälter noch nicht erschöpft, doch mögen die angeführten gebräuchlichsten Ausdrücke schon genugsam beweisen, wie mannigfaltig sie waren. Diese kurze Ausführung zeigt uns aber auch, wie willkürlich man sie zur Bezeichnung der verschiedenen Arten von Behältern verwendete.

Jünger als die ältesten Behälter sind die frühesten Sitzmöbel. Denn wie heute noch viele zivilisierte und wilde Völker, saßen auch die Germanen ursprünglich auf dem Boden, und das Sitzen auf einem besonders dazu hergerichteten Möbel stand als eine Art Vorrecht nur den Inhabern der Gewalt, den Stammeshäuptern und Priestern, zu.

Das älteste Sitzmöbel ist der Stuhl, nur hatte er eine andere Form und Bedeutung als

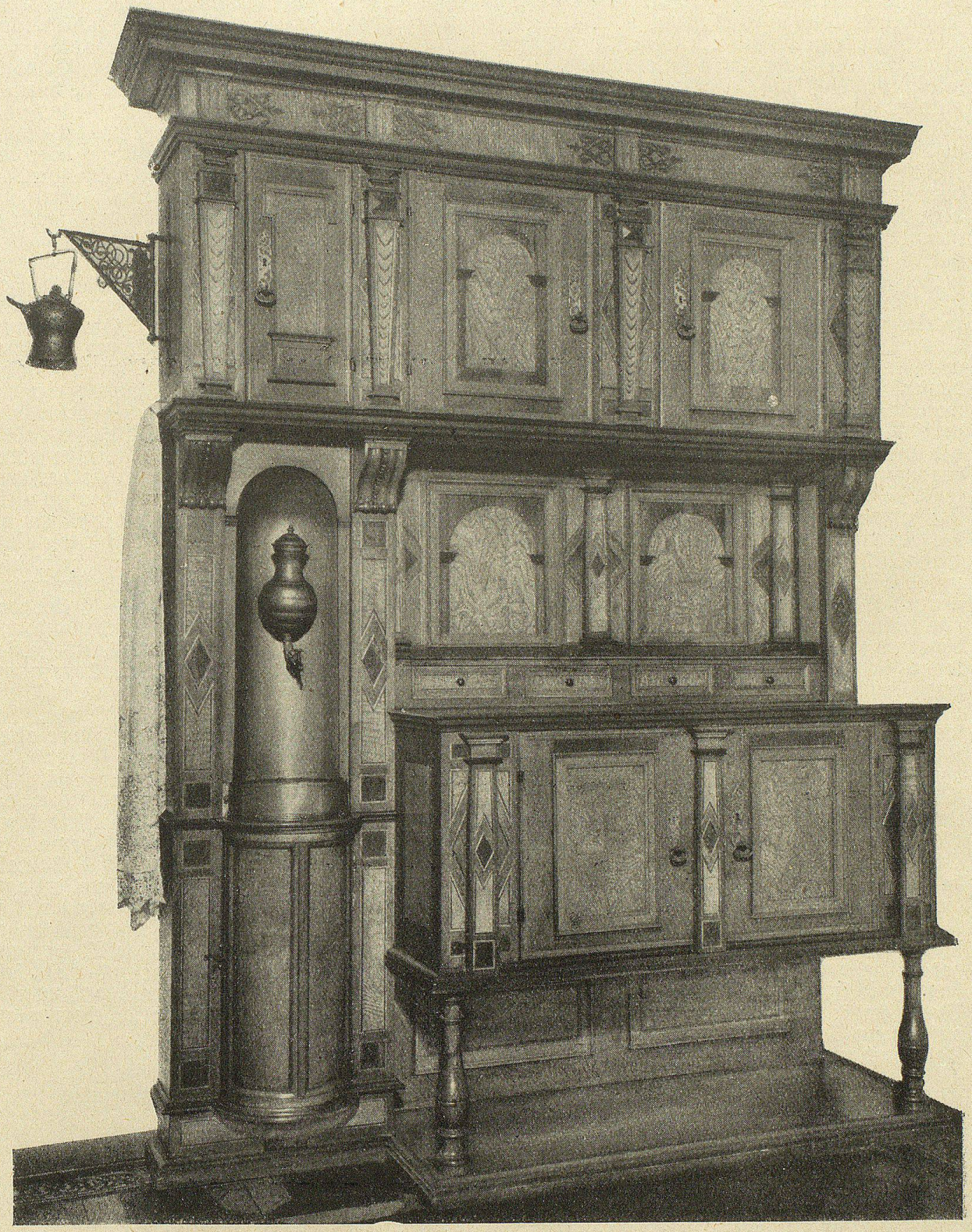
heute. Auf einem solchen saßen vor allem Gottvater, sodann die Könige und Mächtigen auf der Erde. Er hatte die Form einer länglichen Bank mit Seitenlehnen, war mit kostbaren Kissen belegt und bot Raum für eine oder mehrere Personen: den König mit seiner Gemahlin oder seinen Mitregenten, später den vornehmen Hausherrn mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen. Aber schon zur Zeit der merowingischen Könige, d. h. im 8. Jahrhundert, bildete man ihn auch den römischen Vorbildern nach als reich verzierten Einzelsitz aus Holz oder Stein oder kostbarerem Material. Einige dieser Prunkmöbel blieben bis auf unsere Tage erhalten. Damit wurde er aber mehr und mehr zum Sitzgerät der Vornehmen, besonders auch als Falt- oder Klappstuhl, wie ihn die Römer ebenfalls gebrauchten. Aus ihm entstand im Laufe der Zeiten der gepolsterte Fauteuil oder Lehnstuhl. Infolge dieses vermehrten Gebrauches verlor er auch seine ursprüngliche Bedeutung als Herrensitz und wurde zum allgemein beliebten Sitzmöbel. Nur im Kirchenstuhl, im Pfarrstuhl und vor allem im Stuhl als Sitz der Regierung auf den Landsgemeinden behielt er Nachklänge an seine ursprüngliche Form und Bedeutung. Besondere Arten waren die Witwen-, Kranken- und Tragstühle.

Gothische Anrichte oder Kredenz aus Genf vom Ende des 15. Jahrhunderts.

Das volkstümlichste Sitzmöbel war die Bank, aus Lehm hergestellt schon in den primitiven Hütten vorgeschichtlicher Zeiten, aus Holz, gewöhnlich an der Wand befestigt, im frühen Mittelalter. Später wurde sie auch leichter und beweglich, doch blieb die mit der Wand fest verbundene namentlich in den Bauernhäusern erhalten bis auf unsere Tage. Reiche Leute belegten sie mit kostbaren Kissen und zum bequemeren Ausruhen entstand davor schon in ältesten Zeiten die Fußbank. Auf tischartigen Bänken legten die Geldwechsler ihre Münzen aus. Betrog einer dabei, so wurde ihm die Bank zerbrochen („banca rotta", woraus das Wort „bankerott" entstand).

Die Sessel waren von jeher einzelne, bewegliche Sitze mit Rück- und Armlehnen in mannigfaltigen Formen, deren Reichtum im Verlaufe der Zeiten sich kaum überblicken läßt. Ohne Armlehnen nannte man sie „Sedelen" oder „Sidelen". Mit ihren reich geschnitzten Rücklehnen gehörten sie auch zum Hausrate des vornehmen städtischen Hauses, wurden aber im Verlaufe der Zeit mehr und mehr neben der Bank zum beliebten Sitzmöbel des Bauern. Ohne Lehnen waren die Schemel, vier- oder dreibeinig und sowohl zum Sitzen wie als Unterlage der Füße bestimmt. Sie galten als das einfachste Sitzgerät, weshalb ihr Gebrauch als ein Zeichen besonderer Demut betrachtet wurde und sich die Redensart bildete: „von der Bank auf den Schemel sitzen", was soviel bedeutete als sich erniedrigen oder verarmen.

Tische gab es in der germanischen Urzeit noch nicht. Denn jede Person speiste für sich allein und stellte dabei die Schüssel oder die Platte für Fleisch und Brei auf die Knie. Die ältesten Sprachdenkmäler kennen darum auch noch kein Wort dafür, denn die Ausdrücke, welche sie mit dem Essen verbinden, bezeichnen zunächst nicht ein Eßmöbel, sondern ein Eßgerät und gingen infolgedessen schon längst wieder verloren. Das im Gebrauch gebliebene Wort Tisch stammt von lateinisch „discus", bezeichnete aber in der deutschen Sprache ursprünglich die Speiseplatte und sodann erst den Dreifuß als deren Unterlage. Kaiser und Könige speisten bis auf Ludwig XIV. von Frankreich noch allein und öffentlich. Größere Tischplatten kamen wahrscheinlich erst in den Klöstern auf, da die Klosterregeln gemeinsame



Bufett aus der Ostschweiz vom Ende des 16. Jahrhunderts.

Mahlzeiten vorschrieben. Das Wort „Tischblatt" erinnert noch an das alte Eßgerät. Die Tischplatte konnte rund, oval oder rechteckig sein. Man legte sie auf ein Gestell, den Schragen. Wo viele Personen zusammen speisten, wie in den Gasthäusern oder bei Festlichkeiten, wurden die Tische zu diesem Zwecke aufgeschlagen und nach der Mahlzeit wieder fortgeschafft: es wurde „aufgetischt" und „abgetischt". Als Sitzmöbel dazu dienten selbst in vornehmen Gesellschaften die Bänke. Erst seit dem 11. Jahrhundert wurden feste, zusammengefügte Tische ein Hauptmöbel im Haushalte. Sie erscheinen in zwei Formen: entweder auf vier Stollenfüßen oder auf dem schon erwähnten Schragen. Dieser erfuhr im Verlaufe der Zeiten eine hohe künstlerische Vervollkommnung, namentlich seit der Tisch auch zu anderen Zwecken als den Mahlzeiten benutzt wurde. Denn mit dem zunehmenden Handel und Verkehr in den Städten kamen auch die Zahl- und Rechentische auf, oft mit einer eingelassenen Schiefertafel, auf der man schreiben und rechnen konnte. Zuweilen ließ man darauf ein ganzes Schema für Einnahmen und Ausgaben einritzen. Um auch die Rechnungsbücher, Briefe und Wertschriften gleich zur Hand zu haben, brachte man unter der aufhebbaren Tischplatte einen liegenden Behälter an, die „Zarge", und darin ein Schubladengestell. Unter dieser Zarge begegnet man zuweilen einem zweiten Behälter, zu dem man nur durch eine rechteckige und mit einem Brettchen verschließbare Oeffnung im Boden der Zarge gelangen konnte. Zu welchen Prachtsstücken solche Rechen- und Zahltische ausgestattet werden konnten, zeigt der schönste von allen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Schweizerischen Landesmuseum. Aber auch die Stollentische wurden vervollkommnet und erfreuten sich mit der Zeit einer so großen Beliebtheit, daß sie, namentlich für den gewöhnlichen Gebrauch, die Schragentische verdrängten. Ihre Zarge ist gewöhnlich mit einer Schublade versehen, worin bei Eßtischen die Eßgeräte geborgen werden, seit man sie nicht mehr, wie früher, hinter Lederstreifen an die Wand steckt. Die runden Säulentische auf einem Dreifuß kamen erst seit dem 18. Jahrhundert zu allgemeinerer Verwendung.

Zu einer Hauptzierde des Eß- und Wohnzimmers im wohlhabenden Bauern- wie im Bürgerhause wurde seit dem 16. Jahrhundert das Buffet. Sein Vorläufer war die sog. „Anrichte", ursprünglich ein treppenförmiges Gestell, das nur bei festlichen Anlässen vornehmer Kreise errichtet wurde zur Aufstellung der Prunkgeräte und seltenen Speisen. Da man sich beim Essen noch nicht der Gabeln bediente, sondern die Brühen mit Löffeln schöpfte, die festen Speisen dagegen mit den Fingern zum Munde führte, mußte man vor und nach den Mahlzeiten die Hände waschen. Im Mittelalter wurden zu diesem Zwecke in vornehmen Familien Waschbecken herumgeboten. Seit dem 15. Jahrhundert kamen aber besondere Schränkchen in Gebrauch mit Gießfaß und Waschschüssel. Aus der Vereinigung derselben mit den Anrichten entstanden im 16. Jahrhundert die Buffets als Hauptmöbel neben den Himmelbetten im Haushalte des wohlhabenden Bürgers. Noch heute haben sie da, wo man das Erbe unserer Voreltern in Ehren hält, ihre frühere Beliebtheit nicht verloren und bilden, wie einst, den Stolz der Familie.

Damit ist das Mobiliar, mit welchem im Verlaufe der Jahrhunderte die Ansprüche einer stetig zunehmenden Wohnkultur befriedigt wurden, noch nicht erschöpft. Doch dürfen wir nicht glauben, daß jedes Haus, selbst das wohlhabender Leute zu Stadt und Land, mit solchen Prunkmöbeln ausgestattet gewesen sei, wie wir sie heute in den Altertumssammlungen und wohl auch in einzelnen Schlössern und Herrenhäusern bewundern können. Im Gegenteil lassen uns sowohl die Bilder alter, vornehmer Wohnräume, als besonders die Verlassenschaftsinventare darüber nicht im Zweifel, daß noch im 15. Jahrhundert der Hausrat selbst bei reichen Leuten ein bescheidener war und wir wundern uns heute über die Leere der Zimmer, die uns beinahe anfröstelt. Erst seit dem 17. Jahrhundert vollzog sich der Wandel von der mittelalterlichen Anspruchslosigkeit zu einem stets wachsenden Komfort. Und heute wohnt selbst der gut gestellte Arbeiter besser und gesunder als früher mancher wohlhabende Handwerksmeister und Kaufmann, ja selbst adelige Herren auf ihren Burgen.

Frage.

Warum klingt so eigen
Doch mein schlichter Sang,
Der in Freud und Leiden
Aus dem Herz mir drang?

Weil in stillen Stunden —
Ob gehaßt, geliebt —
Er ein kleines Stücklein
Meiner Seele gibt.

Hans Muggli.